

Heimkehr in die Welt

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Heimkehr in die Welt? Was soll das bedeuten? Kann man heimkehren in das Haus, das man nie verlassen hat, ja, in dem man sich häuslicher und endgültiger eingerichtet hat als je eine Zeit zuvor? Dem Mittelalter hätte man wohl mit Recht und zu seinem Besten eine solche Heimkehr predigen können; lebte es doch weniger in dieser uns allein zugänglichen Welt als in einem unerreichbaren Jenseits. Es verzehrte sich als „unglückliches Bewußtsein“ (Hegel) in einer eitlen, dem Irdischen abgewandten Sehnsucht nach Gütern, die keiner je gesehen hatte, und lief darüber an den wirklichen Freuden des Daseins blind vorbei. Unsere Zeit erst hat die Welt in Besitz genommen. Seit den Tagen der Renaissance hat der Mensch sich immer bewußter und entschiedener im Diesseits eingerichtet und sich immer ungeduldiger und heftiger dagegen gewehrt, auch nur einen Teil seiner Kraft den hiesigen Aufgaben zugunsten eines Jenseits, das doch nur eine entnervende und feige Flucht vor dem Eigentlichen bedeuten kann, zu entziehen. Und wie herrlich ist nicht der Ertrag dieser Wendung zur einzigen und wahren Wirklichkeit gewesen! Wie haben sich die Augen geöffnet für den Reichtum und die Schönheit der Welt! Unsere Kenntnis der Natur und ihrer Kräfte hat sich ins Unabsehbare erweitert. Das Leben hat sich verwandelt, ist gesünder, bequemer, lebenswerter geworden. Das „unglückliche Bewußtsein“ hat dem freudigen Stolz dessen Platz gemacht, der sich nunmehr erst in Wahrheit als den Herrn der Welt fühlt, der sein Schicksal selbst in die Hände genommen hat, um es planend zu gestalten und jeden störenden Zufall immer lückenloser auszuschließen. Ein gesunder, weltfroher Mensch, der mit beiden Füßen auf der Erde steht und ihre Freuden ohne falsche Gewissensbisse und krankhafte Selbstvorwürfe genießt. Gewiß, noch ist nicht alle Not gebannt, noch sind nicht alle Fragen gelöst. Aber mit jedem Tage führt ein unentwegt aufwärtstrebender Fortschritt dem ersehnten Ziel, dem Paradies auf Erden unfehlbar entgegen. Welches Glück, in solchen Zeiten geboren zu sein, in ihnen zu leben!

Ein solcher Lobgesang auf die Leistungen des menschlichen Geistes hätte noch vor wenigen Jahrzehnten dem Lebensgefühl unserer europäischen Kultur entsprochen. Die idealistischen Systeme waren sein Ausdruck; sie wurden von dieser allgemeinen Stimmung getragen und erhielten von ihr Einsichtigkeit und überzeugende Kraft. Der Glaube an den Fortschritt war die eigentliche Religion von Gebildeten und Ungebildeten. Es ist noch nicht lange her — und schon haben wir Mühe, diese Weltstimmung zu verstehen.

Was noch vor kurzem der Quell hoher Freuden war, ist heute zur kaum mehr tragbaren Last geworden. Der Fortschritt der Technik legt sich erdrückend und erstickend auf den einzelnen. Von ihren Errungenschaften haben sich die gewaltigsten mehr zum Unheil und Verderben als zum Segen ausgewirkt. Not, Hunger, Armut und Schmerz haben uns in einem Ausmaß überfallen, das man für unmöglich gehalten hätte. Und wer wagte es, vom sittlichen Fortschritt der Menschheit zu sprechen angesichts der geradezu teuflischen Qualen, die in den letzten Jahren Menschen kaltblütig und mit System ihren Mitmenschen angetan haben und noch antun? Wann ist seit fernen Jahrhunderten der Preis eines Menschenlebens so gering gewesen? Wann war die Sklaverei als Einspannung in ein unpersönliches System, als Fesselung an eine ungeliebte Arbeit so allgemein und so empörend? Befragen wir Dichtung und Philosophie, diese Kündler des jeweiligen Weltgefühls, so sprechen sie uns von der Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit des Daseins, von der unüberwindlichen Fremdheit der Welt, von der eisigen Einsamkeit, von der vergeblichen Flucht in die Masse. Und als letzte Station haben sie uns nur das Nichts, den Tod zu bieten; ja das Leben ist nach ihnen in jedem Augenblick durchfrozen vom Nichts und seiner lähmenden Angst. Die heutige Menschheit ist mutlos geworden. Am Ende eines jeden Weges, den sie einschlägt, sieht sie nur Scheitern und Vergeblichkeit. Sie hat die Kraft verloren, an irgendetwas richtig zu glauben und aus der Kraft dieses Glaubens die Fragen unserer Zeit zu meistern. Auch die allerletzte Heilsbotschaft von der Erlösung durch die Technik, der Kommunismus, täuscht heute nur noch einige bemitleidenswerte Schwärmer. Sonst glauben selbst seine Vertreter nicht mehr dieser Frohbotschaft der Gewalt, des Zwanges, des Hungers und der Konzentrationslager, und mit dem Aufgebot aller Mittel des Terrors müssen die Völker in dieses viel gepriesene Paradies hineingezwungen werden, aus dem sie alle, außer der kleinen Schar von Nutznießern, lieber heute als morgen wieder ausbrechen möchten.

Was ist geschehen? Woher dieser Wandel? Warum ist die Weltfreudigkeit so jäh zusammengebrochen? Es ist doch nicht so, daß diesmal die Bindung an eine jenseitige Welt dem Eifer und der Liebe zur hiesigen die beste Kraft entzogen hätte. Auch heute noch besteht der Wille zum Diesseits, und nur zum Diesseits, weiter. Aber er erfährt nur Enttäuschung, und statt des Honigs der Freude findet er nur die Galle der Trostlosigkeit. So ist der Wille zur Welt in Süchtigkeit¹ ausgeartet, die den Menschen dann überfällt, wenn er auf einem Genuß hartnäckig und krankhaft besteht, dessen er bereits unfähig geworden ist, für dessen Versagen er aber den äußeren Umständen und der Zufälligkeit des Daseins oder dem Fehlen gewisser Dinge die Schuld gibt, so daß er betrogen, aber unbelehrbar, von Enttäuschung zu Enttäuschung sinnlos weiterrennt. Auf diese Weise stürzt sich heute der Mensch auf die Welt, um sich ihrer zu bemächtigen. Ja, nach

¹ W. Kamlah, *Der Mensch in der Profanität*. Stuttgart 1949, Kohlhammer.

Sartre² ist der ganze Mensch nur dieser zur Vergeblichkeit verurteilte, krampfhaft Versuch, sich in der Welt und an die Welt zu verlieren, um sich selbst los zu werden; um diese Vergeblichkeit weiß er aber in einem unausgesprochenen Wissen, das er sich selbst nicht eingesteht und nicht eingestehen kann, weil er sonst vor dem nackten Nichts zusammenbräche.

So stehen wir vor dem Widerspruch, daß der Mensch heute die Natur beherrscht wie nie zuvor, und daß ihm diese Natur doch entfremdet ist. Daß seine Kultur auf allen Seiten Sicherungen gegen die Überraschungen des Schicksals aufgebaut hat, und er doch nackt und wehrlos den Stürmen des Daseins preisgegeben in der Welt steht. Daß er nie ärmer war als heute, wo er mit dem Zauberschlüssel der Wissenschaft sich den Zugang zu allen Schätzen der Erde erzwungen hat. Enttäuscht würde er sich heute von all dem abwenden, wüßte er nur, wem er sich zuwenden solle. Ist es nicht ein Beweis, wie wenig er im Innersten die eigene Kultur noch schätzt, daß er es über sich bringen konnte, ihre schönsten Werke zu zerstören oder zerstören zu lassen, die Kunstwerke, in denen sein so vielgerühmter Geist Form in Stein angenommen hatte, die Bibliotheken und Forschungsstätten, wo dieser Geist gleichsam aufgespeichert war; daß er eine Ideologie oder die Macht all dem vorzog und ihnen einen höheren Preis zuschrieb? Die Angst vor einem dritten, noch verheerenderen Weltkrieg zeigt aber, daß sich in diesem dumpfen Zerstörungswillen, in dieser Verachtung der Kultur, mag sie sich auch hinter hohlen Phrasen verbergen, nichts geändert hat. Wie durch einen geheimen Fluch ist der Mensch im eigenen Haus heimatlos und fremd geworden; die vertrautesten Dinge starren ihn mit gespenstischen Fratzen an, und wie Nebel aus dem Sumpf steigt die Angst lähmend und versteinern aus der Welt auf. Der Mensch ist den Dingen beklemmend nahe gekommen; wie ein Alptraum bedrängen sie ihn ohne Gnade. Es ist nicht zufällig, daß schon Dostojewski in der Hölle nicht mehr den weiten Raum gemeinsamer Qualen und Schreie sah, sondern die Enge und den einsamen Ekel einer kleinen, schmutzigen Badestube, deren Wände wie eine unheimlich lauernde Drohung immer näher auf den Menschen zuzurücken scheinen, um ihn zu erdrücken. Und das, wo die Welt so unvorstellbar weit geworden ist, daß uns die Zahlen der Lichtjahre ihrer Ausdehnung schwindlig machen!

Wenn die Beherrschung der Natur so in Verlassenheit und Fremdheit umgeschlagen ist, woran liegt das? Nicht an der Natur; denn sie hat sich nicht geändert; sie ist auch nicht fähig, sich am Menschen für die ihr angetane Gewalt zu rächen. So muß der Umschlag im Menschen selbst begründet sein, darin, daß er durch die Beherrschung arm und unfrei, daß er durch sie zum Knecht geworden ist.

In der Tat ist das so. Die Beherrschung der Natur hat den Menschen für wesentliche Bereiche der Wirklichkeit blind und taub gemacht. Der Wille zur Beherrschung bedeutet ja eine Einschränkung des Blickfelds und eine

² L'Être et le néant. Paris 1943.

Abblendung von all dem, was dieser Beherrschung unzugänglich ist³. Die Naturwissenschaft geht ihrem Wesen nach auf die Beherrschung der stofflichen Kräfte aus. Darum beschränkt sie sich auf das Meßbare; nicht weil dieses die ganze Wirklichkeit auch nur des Stoffes darstellt, sondern weil wir nur durch Entfernung oder Annäherung der Körper in das Naturgeschehen eingreifen, das Maß seines Wirkens bestimmen und so auch die übrigen Eigenschaften des Stoffes mittelbar beeinflussen können. Die Naturwissenschaft ist nicht, wie sie sich heute noch vielfach mißversteht, der Zugang zur vollen Wirklichkeit, vor allem nicht zu den höheren und wichtigeren Bereichen. Ist eine solche Beherrschung der Seinsweise des Stoffes völlig angemessen, so wirkt sich der Versuch, sie auf die höheren Bereiche auszudehnen, unheilvoll aus. Es liegt wie ein Fluch auf dem Willen zur Macht, wenn er nicht gebändigt und in dienender Stellung gehalten wird. Die Jahrhunderte des naturwissenschaftlichen Fortschritts sind nicht zufällig auch die Jahrhunderte einer immer rücksichtsloseren Enthemmung des Willens zur Macht. Nur deswegen konnte ihn Nietzsche als die Tiefe der gesamten Wirklichkeit ausgeben. Tatsächlich ist er aber nur die erste und große Triebfeder des technischen Zeitalters, wie die zerstörenden, brutalen, durch Bindung an Höheres und darauf gründende Spielregeln immer weniger gemäßigten Machtkämpfe unserer Zeit es erweisen.

Dieser Fluch wirkt sich dahin aus, daß der Mensch sich das entfremdet, was er durch die Macht sich anzueignen meinte. Der Blick wendet sich von den eigentlichen Werten des Wirklichen ab und dem Nützlichen zu. Alles Nützliche ist aber ein Zwischenwert, dessen Sinn in einem andern liegt. Macht hat nicht Sinn in sich, sondern als Mittel zur Erreichung von etwas anderem oder als Schutz seines Bestandes. Dieses Andere entschwindet aber immer mehr dem von bloßem Machtstreben gebannten Blick, bis der Mensch nicht mehr weiß, warum er eigentlich diesen Zwischenwert erstrebt. So wird sein Streben selbst sinnlos, und alles Erstrebte und Erreichte, das wie jedes Mittel immer noch über sich hinausweist, zeigt nunmehr ins — Nichts der Sinnlosigkeit und Vergeblichkeit. Die Mittel haben in unserer Kultur eine dämonische Selbständigkeit errafft und den Menschen zu ihrem Werkzeug erniedrigt. Der unaufhebbare Verweis aber gestattet kein Anhalten, keine Ruhe. Es wird nun gearbeitet um der Arbeit willen, auch wenn die erhöhte Mühe nur erhöhtes Unheil bringt. Schon mit Fichte hat die Verherrlichung des Tuns um des Tuns willen angefangen, aber noch eingebunden in das sittliche Erbe des christlichen Abendlandes. Seit dieses Erbe aufgebraucht und verschleudert worden ist, bleibt nur noch als bitterer Bodensatz die Hoffnung, die auf nichts hofft (Malraux), der Sturz ins Leere. Der Mensch ist durch die lange Bannung seines Blickes auf die Beherrschung der Natur blind geworden. Der Wille zur Macht glaubte sich den Zugang zu allen Bereichen womöglich durch technische Mittel erzwingen zu können und er hat

³ Kamlah, a. a. O. — A. Brunner, Erkenntnistheorie. Köln 1948, Bachem. Kap. 27 und 28.

sich mit Leidenschaft und Erbitterung gegen alle Mächte zur Wehr gesetzt, von denen er Widerstand befürchten mußte. Sein Kampf blieb nicht ohne Erfolg. Je länger der Blick nur mehr auf den einen Punkt starrte, um so weniger kamen diese Mächte vor seine Augen und immer überzeugter, wenn auch nie ganz beruhigt und im Tiefsten ehrlich, konnte man verkünden, daß sie lauter Einbildungen und verkappte Vorwände der Schwachen seien, um selbst an die Macht, das einzige erstrebenswerte Gut, zu kommen. Um so triumphierender erklang Nietzsches Wort, daß Gott tot sei; um so freudigeren Widerhall fand es in den Herzen der Verblendeten, die nicht wußten, daß sie der eigenen Verknechtung zujauchzten.

Alle eigentliche Beherrschung enthält schon eine unfreiwillige Bindung, eine beginnende Sklaverei. Was Hegel an dem Beispiel von Herr und Knecht ausgeführt hat⁴ und was dort nicht immer und von selbst eintrifft, das ist in der technischen Beherrschung des Stoffes ausnahmslos wahr. Um den Stoff in den eigenen Dienst zu zwingen, muß man sich ihm angleichen, der Art seiner Wirksamkeit nachspüren und gleichsam auf sie eingehen. Nur zu leicht geschieht es dann, daß der ganze Mensch in seinem Denken und Wollen der Wirkungsweise seines Gegenstandes verfällt, wenn er nicht darauf bedacht ist, durch Hinwendung zu den wahrhaft geistigen Werten das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Da ferner der Stoff von sich aus keineswegs dem Menschen freundlich ist, sondern ihm in kalter Gleichgültigkeit gegenübersteht, so muß der Mensch dauernd das, was er aufgebaut hat, vor dem zerstörenden Einfluß der Zeit bewahren. Darum bringt jede neue technische Errungenschaft neue Sorgen und beansprucht einen weiteren Teil der Zeit und der Kraft des Menschen. So erklärt sich die Hast unserer Zeit. Der Mensch kann nicht mehr ruhig bleiben. Stützt er eine brüchige Stelle des weitläufigen Baues der technischen Kultur, so droht bereits eine zweite mit Einsturz. Kein Fahrzeug eilt nunmehr schnell genug, keine Maschine arbeitet mit einem genügenden Ergebnis. Alles muß immer noch rascher und technisch besser gehen. Und so ereignete sich das Unerwartete, das, was alle Zukunftsträume von einer durch technische Fortschritte glücklich gewordenen Welt grausam weggefegt hat: mit steigender Technik hat der Mensch immer weniger Zeit für sich selbst übrig. Die Technik arbeitet immer weniger für ihn als er für die Technik. Je mehr die Maschinen ihm die Arbeit abnehmen, um so größer und dringender wird sie und einen um so bedeutenderen Teil des Tages beansprucht sie. Die Technik hat alle Muße und alle Fähigkeit zur Besinnung aufgesogen; man kann selbst nicht mehr einsehen, daß hier eine lebenswichtige Frage unaufschiebbar auf eine Lösung wartet.

Aber diese Hast hatte zur Folge, daß wir nicht tiefer und inniger zu einer größeren Vertraulichkeit in die Welt hineinkamen, sondern daß wir aus ihr

⁴ Phänomenologie des Geistes, B IV, A.

weggerannt sind in eine kalte Fremdheit. Wir besitzen nicht mehr, was wir unser eigen nennen. Denn soll Besitz über ein bloß äußeres Verfügen und einen juristischen Titel hinaus Bereicherung des Menschen bedeuten, so fordert er eine lange Vertrautheit innigen Umgangs mit den Dingen. Erst so werden sie uns wirklich zu eigen, erst so wird das Haus zum Heim, erst so sättigen sich die Möbel rings um uns mit dem geheimnisvollen Leben, das gleichen Pulsschlag mit unserem eigenen hat, weil es von uns genährt ist. Erst so spricht aus ihnen die Vergangenheit ihre stille, aber eindringliche Sprache. Wie die Frucht ihre Zeit braucht, so reifen auch die Dinge nur langsam uns entgegen, hinein ins eigene Blut. Warum haben wir keine große Kunst mehr, die aus dem Herzen aller spricht? Weil wir keinem Ding mehr die Zeit lassen, zu unserem Herzen zu sprechen, bevor es durch ein anderes, moderneres ersetzt wird, weil es bei uns nie alt genug wird, und vor allem, weil wir in unserer besorgten Hast ihm kaum je mehr Beachtung schenken, als über den Gebrauch hinausgeht. Nichts ist uns mehr wirklich zu eigen. Aber statt innezuhalten und sich die Zeit zur Aneignung zu schenken, meint der Mensch, das Ungenügen komme von den Dingen her und lasse sich durch neue und bessere Erzeugnisse beheben. Infolgedessen wird er zu noch immer größerer Hast vorangepeitscht und rennt innerlich noch weiter von den Dingen weg. Von der Nähe der Vertrautheit bleibt dann nur die erdrückende Enge und die unerbittliche Forderung der Sorge übrig, eine Welt, arm an menschlichen Werten, unheimlich und unvertraut, eine Welt, in der die Angst gespenstisch umgeht, das Nichts alles dessen, worum es sich zu leben verlohnte. Besitz als bloße Beherrschung, als Beherrschung ohne Maß und Schranke macht arm. Arm nicht an äußerem Besitz, sondern am Besitz dieses Besitzes, an dem, was an menschlichen, lösenden und erfreuenden Werten in der Welt beschlossen liegt und des weckenden Wortes des Menschen harrrt.

Und wie Besitz verarmt, so macht Beherrschung machtlos. Denn nun ist der Mensch dem Willen zur Macht versklavt. Er spürt die Bedrohtheit der Macht, die nie auch nur einen Augenblick nachläßt. Aber er sieht nicht ihren Quell. Er sucht ihn nicht in der unaufhebbaren Brüchigkeit des eigenen Seins. Er verlegt ihn vielmehr in das, was man wiederum durch eine Erweiterung der Macht beherrschen könnte, um dann die Unsicherheit auch der vermehrten Macht verschärft zu erfahren. So gerät er in den Wirbel der Machtgier, wo er den Boden verliert und bald nur mehr von der Angst getrieben wird, während er zu treiben meinte. Haben wir es in den letzten Jahren nicht so oft erlebt, daß einer durch die Lockungen der Macht sich verleiten ließ, einem rücksichtslosen System den Finger zu bieten, mit der vielleicht ehrlichen Absicht, Herr darüber zu bleiben, wie weit er sich einließe, und daß er dann halb frei, halb gezwungen zu Taten herabsank, die weder er noch seine Freunde für möglich gehalten hätten? Je mehr ein Mensch von dem Dämon Macht besessen ist, um so weniger kann er die Geister, die er gerufen, wieder loswerden; aus dem rasenden Zug aussteigen, bedeutet Selbstmord.

Der heutige Mensch hat sich mit Verzweiflung auf die Welt geworfen, und die Behauptung Sartres, sein ganzes Streben gehe nur darauf hinaus, sich bewußt die Seinsweise des Stoffes anzueignen, beschreibt zwar nicht das Wesen des Menschen, wohl aber eine heute vielverbreitete Haltung. In der Erschütterung seiner Seinssicherheit glaubt er, in dem massiven, durch nichts bedrohten, allem gegenüber gleichgültigen Sein des Stoffes sie besser als je wiederzufinden. In Wirklichkeit würde ein solches Sein, wenn es um sich wissen könnte, der lebendige Tod und darum für den Menschen die Hölle sein. Die Sicherheit muß der Mensch in einer anderen Richtung suchen. Es muß ihm wieder klar werden, daß es Welt für ihn nur gibt, weil in ihm etwas ist, was außerhalb der Welt steht, das allein fähig ist, Welt zu haben; und daß er Welt nur so weit im eigentlichen Sinn haben und besitzen kann, soweit er fest in diesem Jenseits der Welt steht. Das ist die große Wahrheit, die uns in unserem Unglück und in den Bedrängnissen unserer Tage wieder aufzuleuchten beginnt, die Wahrheit, die allein uns Rettung bringen kann: der Besitz der Welt beruht auf einem Jenseits der Welt. Je stärker, je mächtiger dieses Jenseits im Menschen, um so fähiger ist er, die Welt sich zu eigen zu machen, zu eigen nicht durch bloß äußerlichen Besitz oder durch technische Beherrschung, sondern so, daß die höheren Werte an ihr aufleuchten, die Werte, die wirklich in den Menschen eingehen und ihn reich und erfüllt machen. Um aus der Welt das herauszuholen, was sie als Bestes ihm schenken kann, darf der Mensch — das ist das Paradox — sich nicht mit der ungehemmten Wucht seiner Gier auf sie stürzen, sich in ihr und in ihrem dumpfen Sein verlieren wollen. Nein, er muß jenseits ihrer stehen, in dem innern Abstand der Freiheit und Gelöstheit von ihr. Er muß sich von ihr zurücknehmen, um sie in einem viel wahreren Sinn zu beherrschen als alle Beherrschung durch Besitz und Technik: er muß sich selbst beherrschen. Er muß der Welt gegenüber selbst sein; sonst kann ihm die Welt nichts geben, weil er sie nicht aufzunehmen vermag.

Es ist nicht zufällig, daß unsere Zeit einem unausrottbaren Aberglauben an den Zwang anhängt; daß sie sich sogar vermißt, die Menschen zu ihrem Glück zu zwingen. Zwang und Notwendigkeit ist die Wirkungsweise des Stoffes; ihn kann man durch den bloßen Einsatz der nötigen physikalischen Kräfte überall hinbringen, wohin man nur will. Ihm braucht man keine Gründe anzugeben, kein Ziel als vernünftig und wohltuend auszuweisen. Darum muß der Materialist, mag er noch so sehr von Freiheit reden und es damit im Widerspruch zu seiner Lehre sogar ehrlich meinen, doch immer schließlich zu Gewalt und Terror greifen. Eine andere Ursächlichkeit darf er als Materialist gar nicht annehmen. Aber es ist klar, daß man durch Zwang immer nur den äußeren Menschen erreicht, nur den Menschen als dem Stoffe verhaftet, ein Ding unter Dingen, aber nicht als Menschen. Je höher ein Wert, um so weniger läßt er sich erzwingen. Gott ist weder im Sturm, der Felsen spaltet, noch im Erdbeben, noch im verzehrenden Feuer, sondern in der scheinbaren Ohnmacht eines sanften, leisen Säuselns (3 Kön. 19). Alles

Hohe kommt nur zu dem, der bereit ist, und es kommt als Geschenk; es ist Verdienst und Gnade in eins. Verdienst dadurch, daß man sich in Demut bereit hält; Gnade, daß man weiß, daß alle Bereitschaft das Kommen nicht erzwingt. Je mehr man es sich mit Gewalt aneignen will, um so mehr entzieht es sich. Denn wer sich der Gewalt in irgendeiner Form zu eigen gibt, der sinkt auf die Stufe der stofflichen Kräfte, in die das wahrhafte Leben nicht eingeht; er macht sich blind und taub für alles, was Gnade ist. Nur auf der Stufe des Stofflichen entsprechen einander das Maß der Leistung, der Einsatz der Kraft und die Größe des Ergebnisses. Je geistiger, personhafter eine Wirklichkeit ist, um so weniger unterliegt sie diesem Gesetz der Gleichheit von Ursache und Wirkung, um so mehr übertrifft das Ergebnis seinen Anlaß und erfolgt als gnadenvolle Antwort in ihrer Stunde nach geheimnisvollen Fügungen. Wie die Engel kommt und geht sie auf leichten, unhörbaren Füßen; aber sie ist ebenso mächtig wie sie.

So war es also nicht das Mittelalter, das den falschen Weg einschlug zur Besitznahme der Welt. Trotz all seiner Gebrechen und der Roheit seiner Sitten, trotz der Unkenntnis vieler Dinge, um die wir heute wissen, hatte es sicher nicht weniger, sondern mehr echte Freude an der Welt. Und dies darum, weil es jenseits der Welt einen festen Stand hatte und von diesem Jenseits her fähig war, in ihr Freude und Glück zu finden. Wie zeigt uns doch seine hohe Kunst, was es in dieser Hinsicht vermochte, wie es mit einer eindringlichen Macht und Größe zu gestalten wußte, deren wir heute nicht mehr fähig sind. Es erbaute keine Hochhäuser, wohl aber Dome. Es kannte keine Straßenbeleuchtung; aber ihm leuchtete unvergleichlich ein inneres Licht, das auch uns noch aus seinen Werken entgegenstrahlt. Dieses innere, unweltliche Licht, in dessen Glanz wir allein die Welt schauen können, muß in unseren Herzen wieder stark aufbrennen. Wir müssen uns wieder auf die wahren Werte besinnen, müssen sie pflegen und als Gnade verdienen, nicht sie erzwingen. Das will nicht heißen, daß wir die Errungenschaften der Naturwissenschaft und der Technik preisgeben sollen. Wir dürfen sie nur nicht überschätzen, wie es bisher geschehen ist; wir dürfen in ihnen nicht unser ein und alles sehen, den Zauberschlüssel zum Schlosse des Glücks, und darüber die wahren menschlichen Belange vernachlässigen. Wir müssen wieder fähig werden, die Welt in allen ihren Bezügen, und nicht bloß in jenen, die unsere Beherrschung möglich machen, in uns aufzunehmen. Dann erst werden wir uns in ihr wieder heimisch fühlen, werden wieder in sie zurückkehren, ohne von ihr verschlungen zu werden. Dann werden wir in Freiheit Herr über sie sein, ohne sie zu beherrschen.

Dieses Jenseits der Welt aber, das in uns leben und walten soll, kann nicht auf sich selbst stehen. Das haben die vergangenen Jahrhunderte bewiesen. Sobald der Mensch, um sein eigener Herr zu sein, sich auf sich selbst stellen wollte und Gott den Gehorsam aufkündigte, da hat er sich gleich an die Welt verloren, weil er sich nicht in der entstandenen Leere halten konnte. Und diese falsche Bindung an die Welt ist unter dem Schein einer immer voll-

kommenen Beherrschung eine immer grausamere Sklaverei geworden, eine seelische Verarmung und Verelendung. Das Jenseits des Menschen kann sich nur halten im freien Anschluß an das Jenseits des personhaften Gottes, der allein absolut in sich selbst steht und von dessen Gnade und Liebe alles lebt. Alle Gnade und Liebe fließt aus diesem Quell, auch was es in der Welt an Gnade und Liebe gibt. Die Welt der stofflichen Kräfte, die Welt der Technik kennt aus sich allein diese himmlischen Schwestern nicht. Darum ist unsere Zeit so arm an beiden. Wann wurden Kriege je so gnadenlos geführt? Wann hat man versucht, jede Gnade aus dem menschlichen Leben zu verbannen und aus dem Menschen ein technisches Tier oder eine intelligente Maschine zu machen wie in den totalitären Staaten? Diese zeigen uns mit einer erschreckenden Deutlichkeit, wohin die reine Diesseitigkeit den Menschen führt — zu einem untermenschlichen Leben des Zwanges und der rohen Gewalt. Wir alle aber, die wir uns von der vermeintlichen Beherrschung der Welt haben blenden und verführen lassen, sind mitschuldig daran, daß solche Systeme und Staaten unter Menschen auch nur möglich sind. Solange die große Menge, Gebildete nicht weniger als Ungebildete, praktische Materialisten sind, blind für das echt Geistige, unfähig die wahre Wirklichkeit zu vernehmen, so lange wird auch der folgerichtige Materialismus der totalitären Systeme als Drohung über uns schweben, weil er in uns Verbündete, Verräter an der wahren Menschlichkeit findet. Die geistigen Zusammenhänge sind schwerer zu vernehmen als das massiv greifbare Wirken der stofflichen Kräfte, aber sie wirken sich nicht weniger machtvoll und unerbittlich aus, ob wir sie anerkennen oder nicht.

Das ist es also, was uns aufgegeben ist, wollen wir nicht untergehen. Wir müssen aus der Welt wieder hinausziehen, um wahrhaft in ihr heimisch zu werden. Wir müssen ihr wieder entsagen, um sie wirklich zu besitzen. Wir müssen vom Jenseits her leben, um uns das Diesseits anzueignen. Wir müssen außerhalb der Welt verankert sein, um fest in dieser Welt zu stehen, statt von der Wucht der Machtgier und der Genußsucht umgeworfen zu werden. Um selbst zu sein, müssen wir uns vergessen und für Gott sein. Erst dann wird das Gefühl der Einsamkeit und Fremdheit, das eisig uns aus der Welt entgegenweht, sich in traute Wärme und Geborgenheit verwandeln. Erst wenn die Verhexung unseres Blickes gebrochen ist und er wieder in die wahre Richtung sieht, wird er nicht mehr in die Leere des Nichts verzweifelt vorstoßen, sondern der liebenden, hegenden Wirklichkeit Gottes begegnen. Freiheit ist für den Menschen nur tragbar als die Freiheit der Kinder Gottes; sonst wird sie wirklich ein Fluch⁵, an dem der Mensch seelisch und dann auch leiblich erkrankt. Die Welt kann uns nur das geben, was wir selbst sind. Sind wir leer, so zeigt sie uns das Medusengesicht des Nichts. Wenn wir aus uns nichts machen, dann starrt uns überall Vergeblichkeit, Scheitern

⁵ Vgl. diese Zeitschrift Bd. 140, S. 178—190: Zur Freiheit verurteilt.

und Tod entgegen. Wo wir aber in der Gnade Gottes heranwachsen zur Fülle und zum Reichtum des innern, persönlichen Seins, wo wir leben aus der Freude der Kinder Gottes, da verwandelt sich auch die Welt wieder in den trauten Garten, den die Liebe des Vaters seinen Kindern bereitet zur Freude und zur Bewährung zugleich.

Es ist die große Aufgabe der heutigen Christen, das heutige Weltbild mit seiner Weite und erschreckenden Leere, die Technik mit ihrer Unbekümmertheit um die geistigen Werte und ihren immer größeren Möglichkeiten der Zerstörung so mit der Wärme und Zuversicht zu erfüllen, die dem gläubigen Vertrauen entströmen, daß auch diese Welt für uns wieder wohnlich wird, statt die Tretmühle des Nichts zu sein. Eine Innerlichkeit, die die Welt nicht verwandeln will, wie in der Messe Brot und Wein verwandelt werden, ist eine falsche Innerlichkeit. Aber ebenso ist ein Reformeifer aus der bloß weltlichen Kraft des Menschen ohnmächtig wie eine Wandlung ohne den durch die Weihe ermächtigten Priester. Die von Gott her verwandelte, verklärte Welt nur kann wieder unser Heim werden. Nur in den Strahlen des Lichtes, das von jenseits der Welt hereinflutet, verschwinden die mächtigen Gespenster des Nichts, und leuchtet wieder alles in den Farben der Freude.

Dienst am Landvolk

Von HEINRICH TENHUMBERG

Die Zeiten sind vorbei, in denen das Landvolk in den gesicherten Bezirken eines echt christlichen und menschlichen Zuhause lebte. Es wäre eine Täuschung, noch an „das Land“ als eine Art Naturschutzpark für das ländliche Menschtum zu glauben. Unser Landvolk lebt mitten im Strom der Zeit und kann nicht für sich beanspruchen, von den Gefahren der Zeit bewahrt zu bleiben.

Wenn wir in katholisch-ländlichen Gegenden heute noch ein treu kirchliches Landvolk haben, das vollzählig am Sonntagsgottesdienst teilnimmt, ein Volk, in dem weithin christliche Sitte und traditionsgebundenes, echtes Brauchtum das individuelle und dörfliche Leben bestimmen, so darf diese Tatsache nicht hindern, im Hinblick auf den großen Strom der Vermassung auch die typischen Gefahren für das Land aufzuzeigen. Die Vermassung und Entpersönlichung ist die große Krankheit des Menschen von heute — auch auf dem Lande (vgl. diese Zeitschrift, April 1950: Das Zeitalter der Masse). Beim Landvolk aber zeigt sich die Vermassung in zwei grundverschiedenen Arten.

Zunächst ist nicht zu leugnen, daß diese Zeitkrankheit auch auf dem Lande um sich greift: Das Verschwinden der heimischen Trachten, das Verkümmern der Mundarten, der langsame Verfall der dörflich-organischen Sozialgebilde, die wachsende Verstädterung in den äußeren Lebensformen, gefördert durch Rundfunk, Kino und Presse, mögen Anzeichen dafür sein.